

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 93.

Mittwoch, 19. April.

1916.

Um Ehre und Leben.

(19. Fortsetzung.)

Roman von Paul Blü.

(Nachdruck verboten.)

Er hatte Glück. Der Mittagszug nach München stand gerade zur Abfahrt bereit. Er erreichte ihn eben noch. Erst als er im Coupé saß, wurde er ruhiger, um sich vor den Mitreisenden nicht zu verraten.

Still in seine Ecke gedrückt, überdachte er erst jetzt alles.

„Armes Mamachen“, flüsterte er und ein paar Tränen stahlen sich in seine Augen.

Dann aber machte er sich hart und grübelte weiter über seine Lage nach. So kam er endlich in München an. Dort sandte er erst ein Verhütungstelegramm an die Mama.

Dann erstand er eine Reisetasche und die notwendige Wäsche. — Und mit dem Süd-Express fuhr er weiter. Am anderen Morgen lachte ihm das blaue Mittelmeer entgegen.

Als er Genua verließ und die warme Frühlingssonne des Südens ihn erwärmte, als seine Blicke über dem Meer diesen strahlenblauen Himmel sahen und der leichte Südwind ihm Tausende herrliche, unbekannte Wohlgerüche zutrieb, da schwand auch von seiner kummerreichen Seele die erdrückende Last für einige Minuten, und er erlag dem Zauber dieser entzückenden Schönheit.

Gegen Abend war er in Nizza.

Sofort eilte er ins Hotel Bellevue.

Nie gesehen, nie geahnte Pracht umgab ihn. Wo hin er auch blickte, überall gewahrte er Glanz und verschwenderischen Luxus. Auf Schritt und Tritt wurde er davon gemahnt, daß hier ein Eldorado des schrankenlosen Lebensgenusses war. Von all dem nahm er nur im Vorübergehen wahr, was die Blicke auffingen.

Zeit zum Schauen ließ er sich nicht; denn es drängte ihn zu ihr, zu seiner Marinka, und endlich stand er vor ihr.

Mit einem wilden, unbändigen, leidenschaftlichen Aufschrei stürzte sie ihm entgegen und warf sich an seine Brust.

„Endlich du geliebter Mann, endlich, endlich, hab' ich dich wieder!“

Und sie umfaßte und küßte ihn mit solcher Glut unbändiger Wildheit, wie er sie nie an ihr gefühlt hatte.

Auch er, mitgerissen von ihrem Freudenrausch, umfing und liebte sie voll inniger Wärme.

Aber mitten im Tummel begann er sich auf sich selbst und machte sich frei, stand ernst und in gebieterischer Höhe vor ihr und sagte ruhig und bestimmt: „Jetzt wach, was ist geschehen?“

„So laß doch“, rief sie, ihn aufs neue umfassend, „laß doch die Alltäglichkeiten jetzt! Wir wollen von uns und unserer Liebe reden!“

Er aber schob ihre Arme zurück und erwiderte fest und ernst:

„Erst will ich nun die Wahrheit hören, die reine Wahrheit!“

„Ach, du bist so faß!“ antwortete sie erregt. „Das ist echt deutsche Langeweile!“

„Die Wahrheit will ich jetzt wissen, Marinka!“ wiederholte er ruhig.

„Gut, wie du willst! Du sollst nun alles erfahren!“

Augen in Augen standen sie sich gegenüber.

Und mit ruhiger Stimme, mit kalten Worten sagte sie: „Alle Scheine, die ich in Berlin ausgab, waren falsch. Die Nachahmung ist mit solcher Vollendung gelungen, daß sie eigentlich noch lange unentdeckt hätte bleiben müssen. So, nun weißt du es.“

Am ganzen Körper zitternd, stand er da und starrte sie an. Sein erster Gedanke war: Stürz dich auf sie und erlöse sie!

Als er aber nur die Hand nach ihr ausstreckte, hielt sie ihm auch schon einen zierlichen Revolver entgegen.

Da sank er zusammen und starrte vor sich hin — zu Ende! Alles zu Ende!

Und als er so vernichtet da lag, kam sie zu ihm hin, sank vor ihm nieder, umfaßte ihn und bat schmeichelnd: „Vergiß' mir, Liebster, daß ich dir das getan habe! Ich bin ja auch nur das Werkzeug in der Hand anderer, die hinter mir stehen. Und ich konnte nicht zu dir reden, ich konnte dir nichts verraten! Ich liebte dich und wollte dich nicht verlieren! Deshalb allein schwieg ich! — Wären wir früher fortgegangen, wäre alles gut geworden und du hättest nie etwas davon erfahren! Aber ich fühlte mich eben zu sicher. Das war unser Unglück.“

Nichts sagte er, kein Wort. Mit starrem Blick sah er da, wie abwesend.

Sie aber fuhr erregt fort: „Ermanne dich, Kurt! Vergiß alles! Wir fliehen! Wir beginnen drüben in Amerika ein neues Leben! Unsere Liebe ist ja so stark, daß wir darüber fortkommen werden! Komm, komm, Geliebter! Vergiß doch alles! Wir führen unsere Schuld! Nur komm, laß uns schnell fliehen!“

Noch immer antwortete er nicht. Starr, wie leblos saßen er.

Und von neuem bat sie flehentlich: „So erbanne dich doch, Geliebter! Komm, komm! Die Zeit drängt. Wir müssen eilen! Schon morgen Abend geht das Dampfschiff von Marseille ab! Komm, komm! In einer Stunde geht der Zug. Wir müssen mit fort!“

Da erwachte er aus seiner Lethargie.

„Nein, wir haben nichts mehr miteinander gemein. Hier trennen sich unsere Wege.“

„Kurt“, sagte sie auf, „starr, ich beschwöre dich, verlaß mich nicht! Es gibt ein Unglück, Kurt.“

„Du, was du nicht lassen kannst“, entgegnete er kalt und stieß sie zurück.

„Das ist also deine Liebe! So also ist die deutsche Liebe!“ höhrend lachte sie.

Da donnerte er sie an: „Schweig! Du Ehrlose! Resubel nicht dies reine Wort mit deinen unreinen Lippen.“

Und wieder stieß er sie zurück, warf ihr einen letzten verächtlichen Blick zu. Dann ging er hinaus.

Ruhig, mit gebrochenem Mut, wie zermalmt, todesruhig, schritt er die Treppen hinab und verließ das Hotel.

Was nun?

Es war ja alles ganz gleich. Nur schnell jetzt zu Ende kommen. Denn einen anderen Weg gab es nicht mehr, kein zurück, darüber war er sich klar.

Ganz ruhig, wie mechanisch ging er in ein anderes Hotel und nahm ein Zimmer. Dann setzte er sich hin und schrieb an die arme, liebe Mama seinen letzten, letzten Brief.

Und Tränen, bittere Tränen der Reue flossen darauf. Er wußte, daß er das Herz der alten Frau brach. Er wußte es. Aber nun war es zu spät.

Plötzlich fiel ihm Jensen ein. Also verlor der die tausend Mark. Das tat ihm weh und er schämte sich seiner Erbarmlichkeit.

Aber halt, ein Gedanke! Da drüben war ja Monte Carlo! Noch einmal spielen! Gewinnen! Jetzt mußte er ja Glück im Spiel haben, und dann an Jensen und an seine anderen Gläubiger das Geld zurücksenden, damit man ihn nicht in dem Grabe noch nachfluchen könnte.

Den Plan führte er sofort aus; ordentlich neue Lebenskraft gab die Idee ihm.

Als er beim Hotel Bellevue vorüberging, fragte er nach der Gräfin. Sie sei soeben abgefahren, sagte man ihm. Er nickte nur. Gott sei Dank!

Dann fuhr er hinüber nach Monte Carlo.

Im Kasino zu Monte Carlo herrschte, wie immer in dieser Zeit der Hochsaison, wildes Leben und Treiben.

Aber nicht wie an anderen schönen Stätten der Riviera gibt es hier harmlose Spaziergänger, die nur Auge und Sinn für die unendliche Pracht, für die entzückenden Naturschönheiten haben, nein, von fast allen, die hierher pilgern, sind nur wenige, die nicht nur die Spielhölle des Kasinos als letztes Ziel hergeführt haben.

Dangsam ging Kurt durch die mit so feinem Kunstfinn und doch mit so verschwenderischer Pracht geschaffenen Anlagen. Bewundernd stand er auf der Terrasse, unter der die Bäume vorüberbrausen und sah hinunter auf dies ewig blaue Meer, das da unten gegen die Felsen brandete.

Welch ein Wunderwerk der Natur war dies Paradies doch! Welch eine uner schöpfliche Quelle immer neuer Schönheiten!

Ach, hier reich und sorglos leben und genießen zu können.

Wahrhaftig, es war der Gipfelpunkt aller Wünsche.

Aber wozu doppelt große Qual für den Armen, der außen stehen und harren muß, dem man all die Pracht nur zeigt, um sie ihm dann auf ewig zu entreißen. Wie hatte er kein Elend frasser gefühlt als in diesem Augenblick!

Ruhig und langsam wandte er sich ab von dem herrlich schönen Aussichtspunkt und ging durch die Anlagen zurück nach dem Kasino.

Im Vorraum der Wandelhalle wurde er nach seinem Paß gefragt. Er hatte keinen. Nicht mal einen Kreditbrief! Und schon wollte man ihm Schwierigkeiten bereiten. Da fand er in der Brieftasche sein Deutnantspatent. Das zeigte er vor, und man gewährte ihm Eintritt.

Im großen Saal, wo am Mittelisch jeder Platz besetzt ist, wo hinter den Stühlen noch eine Reihe Mitspieler steht, postierte auch er sich und sah erst ein Weilchen zu.

Gleichmäßig und eintönig erklangen die Worte des Croupiers: „Messieurs, faites votre jeu!“ Dann wurde das Roulette in Bewegung gesetzt. Die Kugel faufte durch die Rinde. Die Spieler machten ihre Sätze. Hundert Hände zitterten, hundert Augen funkelten unheimlich und anstrengend. Die Kugel beginnt langsamer zu kreisen und mit heiserer Stimme erschallt es plötzlich: „Rien ne va plus!“

Die Kugel steht, das Spiel ist gemacht. Wieder Angst, Unruhe und Entsetzen, aber auch leuchtende Freude ringsumher.

Die Croupiers mit langer Garbe ziehen die der Bank zugefallenen Gewinne ein und zählen alsdann die Spielgewinne aus.

Ruhig, gleichmäßig, gewohnheitsgemäß geht alles von statten. Kein lautes larmendes Wort, alles mit höflicher Eleganz; das ewige Einerlei des Spielhalls, das aus Menschen Maschinen gemacht hat.

Nach einem Weilschen beteiligt sich auch Kurt. Er beginnt mit dem niedrigsten Satz.

Fünf Franken auf Rot, aufs Geratewohl. Er verliert. — Nochmals dieselbe Summe. Wieder verliert er. Zum dritten Male fünf Franken, jetzt auf Schwarz. Er gewinnt! Seine Augen leuchten.

Jetzt douzaine!

Wieder gewinnt er. Schon beben seine Hände und mit Gewalt hält er sich zur Ruhe an.

Double!

Wieder gewonnen.

Nochmals verdoppelt und als er wiederum gewonnen, wiederum verdoppelt.

Und auch jetzt gewonnen.

Im Urwachen hatte er sechstausend Franken da. — Der Croupier machte ihn aufmerksam, daß Sechstausend der höchste Einsatz ist.

Da besinnt er sich plötzlich, wird ganz ruhig, zieht lächelnd sein Geld zurück und verläßt mit kalter Gleichgültigkeit den Saal.

Hundert neidische, auch spöttische Blicke folgen ihm. Es ist ihm egal. Ruhig geht er hinaus.

Gott sei Dank! Wie ein Gebet ringt es sich von ihm los. Er wirft sich ins erste Auto und faßt zurück nach Nizza.

Nur fort von der Stätte dieses Höllensaales. Fort, fort, ehe die Leidenschaft ihn zum zweiten Male packt.

Und in Nizza setzte er sich sofort hin, schreibt an Jensen, bittet ihn um Verzeihung, legt ihm alles klar und ermächtigt ihn, alle Angelegenheiten für ihn zu regeln, wozu er ihm dreitausend Franken schickt. Dann nimmt er mit ruhrenden Worten Abschied von ihm.

Die andern dreitausend Franken schickt er an Lucie; sie sollen ihr zur Beschaffung der Aussteuer dienen. Auch von ihr nimmt er mit liebevollen Worten Abschied.

Oh! Nun atmet er auf, — nun kann er mit Ruhe sterben. —

Er bezahlt seine Hotelrechnung, gibt die Briefe zur Post, und dann geht er hinunter ans Meer auf die Promenade.

Die Sonne ist im Sinken. Ein orangeglühender Feuerball, so taucht sie ins Meer.

Herrlich, herrlich ist es! Er kann den Blick gar nicht abwenden. Er sieht die Pracht heute zum letzten Male.

Um ihn herum ist es still und leer. Es ist ja Dinerstunde, da promeniert die vornehme Welt nicht mehr.

Ganz ruhig, feierlich ruhig wird es in ihm.

Er sieht mit mattem Lächeln hinaus in die blaue

weite Ferne.

Und sein Leben, sein ganzes verfehltes Leben zieht an seiner Seele sprunghaft schnell vorüber.

Einmal kommt ein Wortwurf in ihm hoch. Eine Anlage gegen die Eltern, die ihn so falsch erzogen haben, — aber schnell drängt er die Bitterkeit zurück. Nein, er will in Ruhe, in Frieden sterben!

„Amme, liebes Mamachen!“ flüsterte er, und die Augen schwammen in Tränen. Plötzlich wird seine Aufmerksamkeit abgelenkt.

(Schluß folgt.)

22 = Lese Frucht. = 22

Stolschen heut und morgen
Liegt eine lange Frist,
Berne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Goethe.

Aus der Kriegszeit.

Der Polizeistock — die neueste Waffe der Kommies. Das rege Zusammenleben, zu dem die englischen Soldaten an der Front mit den Indern, Negern und sonstigen farbigen Hilfs-völkern der Alliierten gezwungen sind, scheint selbst die früher der eleganten Mode gehorchenden Londoner Kommies beeinflusst zu haben. Wenigstens geben sie sich äußerlich alle Mühe, es ihren erotischen Kriegslameraden an Wildheit und Originalität gleichzutun. So bürgerte sich denn auch unter den englischen Truppen rasch die Gepflogenheit ein, den ihnen von der Armeeführung zur Verfügung gestellten Vorrat an Waffen durch mehr oder weniger zivilisiert anmutende Werkzeuge zu vermehren. Die neueste Waffe ist ein Holzstab, den bei den australischen Buschleuten üblichen Keulen ähnlich sieht und den höchst erotischen Namen Knob-terri führt, worin zugleich eine Anspielung auf den berühmten Stod der englischen Polizisten zu finden ist. Der Knob-terri besteht aus Holz, ist ungefähr 60 Zentimeter lang und wird unter dem Knie an einem Lederriemen getragen. Auf diese Weise wird die Londoner Polizei, die in der Hauptstadt gegenwärtig mindestens ebenso unentbehrlich ist wie im Frieden, wenigstens symbolisch im Felde vertreten.

Kostbare Ostereier. Auch die Sitte des Ostereierschenkens artete zu verschiedenen Zeiten in Übertreibung aus, und in einer ausführlichen Geschichte des Luxus müßten auch die kostbarsten Ostereier erwähnt sein, die von einer besonderen Liebhaberei Zeugnis ablegen. Die Mode, das einfache Osterei in eine extravagante Kostbarkeit umzuwandeln, kam besonders im zweiten Kaiserreich in Frankreich auf. So schenkte ein französischer Kammerherr einer von ihm verehrten Pariser Schauspielerin ein gewaltiges, eiförmiges Koffergehäuse, auf dessen blauer Samtbekleidung zahllose, von einem Pfeil durchbohrte Herzen in Goldfäden leuchteten. Da dieses Koffergehäuse nicht in die Wohnung der Künstlerin gebracht werden konnte, mußte es im Hof geöffnet werden. In dem Ei aber befand sich eine kleine Equipage mit zwei angeführten Pommes und einem jungen Kutscher, der auf dem Bod saß. Am gleichen Tag erhielt die glückliche Schauspielerin noch ein anderes Osterei; dieses war zwar sehr klein, aber es bestand aus Gold und barg ein Halsband aus Perlen und Brillanten im Wert von ungefähr 80 000 M. Ostereier im Wert von 5000, 10 000 oder 20 000 M. gehörten im zweiten Kaiserreich durchaus nicht zu den Seltenheiten. Auch in England wurde in dieser Beziehung ein großer Luxus getrieben. So schenkte um das Jahr 1887 eine englische Dame dem Papst ein aus Elfenbein verfertigtes Osterei, in dem sich eine Goldboxe mit einem Rubin im Wert von 40 000 M. befand. Die englische Schauspielerin Queenie Leighton erhielt ein Ei, das zwar nicht besonders wertvoll, dafür aber um so origineller war, als es das lebende Exemplar eines Singvogels enthielt. Auch im 20. Jahrhundert wird in England, besonders in London, ein großer Luxus mit Ostereiern getrieben, und eine Firma im Londoner West-End mußte häufig solche Geschenke im Wert bis zu 20 000 M. herstellen. Besonders beliebt sind Elfenbeinier, die von Künstlern bemalt werden und oft bis zu 2000 M. kosten. Natürlich fand die Sitte der kostspieligen Ostereier ganz besonders in Amerika Eingang. So schenkte vor einigen Jahren ein Kaufmann in Chicago seiner Familie ein Elfenbeinier von 3 Fuß Umfang. Als man das Ei öffnete, erkante von einer verborgenen Stelle her Musik, und man sah ein zweites Ei, in dem ein Grammophon untergebracht war. Auch dieses Ei, das Schmuckstücke enthielt, soll mehrere zehntausend Mark gekostet haben. Ein amerikanischer Zauberkünstler stellte ein merkwürdiges Ei her, dessen Hülle aus rosa landierten Blumenblättern bestand, die an einem über 4 Fuß hohen Drahtgestell befestigt waren. Dieses von 200 elektrischen Lichtern bestrahlte Ei war mit kostbaren goldenen Cachous gefüllt. Bekannt wurde auch die Geschichte eines amerikanischen Millionärs, der seiner Gattin ein Osterei zum Geschenk machte, in dessen ungeheurem Bau sich ein Luxusautomobil befand.

Die „Heilige Woche“ in Mexiko. Das Herannahen des Osterfestes wird in Mexiko alljährlich durch höchst merkwürdige Volksfeierlichkeiten begrüßt. Mit besonderem Nachdruck wird

vor der Woche vor Ostern durch heilige Brände beehrt. Es ist die sog. „Semana Santa“ oder „Heilige Woche“, in der sich die religiösen Festlichkeiten der weißen Bevölkerung absonderlich mit den äußerlich noch heidnischen Gebräuchen der katholischen Indianer vermischen. Die Feiern beginnen die heiligen Wochen bereits in der Woche vor der „Heiligen Woche“ mit der von Tanz, Spiel und Musik begleiteten „Viernes de Dolores“ oder „Paseo de las Flores“. Am Palmsonntag drängen sie sich in der Kathedrale, um der „Segnung der Palmen“ beizuwohnen. Am „Mittwoch“ gehen die indianischen Bedienten am Morgen in aller Frühe noch vor dem Frühstück zur Messe und lehren mit dem sog. „Aschen- und Wasserkreuz“ auf der Stirn zurück, wobei sie noch einen Vorrat von geweihter Asche mit nach Hause tragen. Im übrigen wird dieser Tag durch religiöse Marsch und Fasten gefeiert. Alle öffentlichen Lokale, auch die Theater, sind geschlossen, und auch auf den Straßen und Plätzen ist alles leer. Vom Gründonnerstag bis Sonnabend schweigen in ganz Mexiko die Kirchenglocken, und an ihrer Stelle erkönt das schwirrende Geräusch der „metraches“, eines indianisch-mexikanischen Spielzeuges, das während der Karwoche im ganzen Lande in Millionen verkauft wird und selbst innerhalb der Kirchenmauern nicht zur Ruhe kommt. Am heiligen Donnerstag geht noch der ersten Messe mit vielen Zeremonien in der Kathedrale die Fußwaschung der zwölf Bettler vor sich. Auch an diesem Tage sind alle Lokale und Geschäfte geschlossen, und es ist Sitte, am Abend einen Rundgang durch sämtliche erleuchteten Kirchen zu unternehmen, wobei man zumindest sieben Kirchen besuchen soll. Je mehr Kirchen besucht werden, desto größer, heißt es, ist der Segen. Der Karfreitag zeigt das Bild einer trauernden Bevölkerung: alles ist schwarz gekleidet. Trotzdem in der Kathedrale der Erzbischof von Mexiko die Enthüllung des großen Kreuzes vornimmt, ist das Gotteshaus nur wenig besucht, da die meisten Mexikaner den von der Kirche nicht anerkannten indianischen Rationsspielen betrauen. Diese Spiele, in denen Katholizismus und Barbarei „est grotesk miteinander gemischt sind, werden von Indianern ausgeführt. Am „Sonnabend der Seligkeit“ tritt wieder die festliche Heiterkeit in ihre Rechte. Am 11 oder 12 Uhr ist des Gottesdienstes beendet, und dann tragen die Leute große Figuren des Verräters Judas umher, die auf den Plätzen verkauft werden. Die aus Pappe verfertigten Figuren sind mit Sprengstoffen und Schwämmen gefüllt und werden von der indianischen Bevölkerung mißhandelt, als ob sie lebendige Judas wären. Hierauf geht in den Kirchen die Zeremonie des „Anzündens des neuen Feuers“ vor sich, alle Glöden werden geläutet und abends läßt man auf allen Straßen die Judasbilder explodieren und in Flammen aufgehen. Dann sind alle öffentlichen Ortschaften so sehr belebt, daß man sich nur mühsam vorwärts drängen kann, und alle Straßen sind von ungeheurem Lärm erfüllt. Am Osterfest schließlich hat diese heilige Woche ihr Ende gefunden und die folgende Feiertag in den Kirchen gleicht vollkommen der europäischen.

Der Wiener Blumenhut, dieses buntfarbige Gebilde eines gewählten Geschmades, ist auch für uns in Sicht. Man findet kleinen Blumenbeeten gleich, präsentieren sich die bisher erschienenen Modelle auf den Köpfen ihrer Trägerinnen, die, was besonders bemerkt werden muß, jedem Alter angehören. Bevorzugt die Jugend dabei mehr den breitrandigen Schwingel und Stülch mit feillich oder hinten leicht geschwungenem oder aufgeschlagenem Rand, so dagegen die reifere oder ältere Frau, ebenso jene, die über dieses Alter hinaus ist, den schmalrandigen, hochköpfigen Stülch, die Amazone mit led aufgeschlagenem Rand, den Dreispitz, Bolero oder das entzündende kleine Schutzhütchen, hinten steil aufgeschlagen, mit Unterfütterung von Wästen und fest gebundenen Stirnbändern. Die breiten Güte zeigen nur selten fortlaufende Girlanden oder boettartig garnierte Kissen, sondern dicke Tufts einzelner Blüten mit wenig Laub oder Laubgirlanden mit zierlich dazwischen gruppierten Blüten sind dort die übliche Garnitur. Hier dagegen, bei den kleineren Formen, verschwindet vielfach der Kopf völlig unter dicht nebeneinandergelegten flachen Blüten. Auch der feilliche oder hintere Aufschlag der Krone ist in gleicher Weise mit der buntfarbenen Pracht des Blumenfests geschmückt, unter der die Nase wieder den ersten Rang einnimmt. Namentlich die halb- oder kaum erschlossene Blüte, oftmals von Naturgebilden kaum zu unterscheiden, feiert vom zartesten Rosa bis zum tiefsten Rot wahre Triumphe. Fast immer gepaart mit dem tiefen Schwarz weichen, schneefarbenen Samtes oder schmalen, die Krone vielfach umzirkelnden Samtbändern.

2 Neues vom Büchermarkt. 2

Kriegsgebichte, Novellen usw.

* „Nach Osten!“ von Sven Hedin. (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1916.) In seinen kurzen, bühnen- und deutlichen Sätzen gibt uns der große Schwede ein klares Bild seiner neuesten Erlebnisse an der Front im Osten. Er hat eine so klare und leicht verständliche Ausdrucksweise, daß ihn mancher deutsche Schriftsteller darum beneiden könnte, und auch in diesem neuen Buch beweist er seine Liebe zu Deutschland wie in seinem ersten Kriegsbändchen „Voll in Waffen“. In ehrlichem Hohn protestiert er gegen die Heuchelei der Ententepresse, die gegen die erlogene Barbarei der Deutschen in Belgien zu Felde zieht und stellt seine Beobachtungen in Ostpreußen dem gegenüber, die Verwüstungen der russischen Kosakenhorden und die Verstimmlungen an den unglücklichen Opfern ihrer Wut. Besonders Interesse werden die Schilderungen Sven Hedins finden, die uns von seinen Begegnungen mit unseren großen Führern Hindenburg, Ludendorff, Eberhard, sowie auch mit den Kaisern Deutschlands und Österreichs erzählen.

* „Mit Schippe und Gade im Dienste des Vaterlandes.“ Von Walter Möller. (Verlag Wilhelm Möller, Oranienburg b. B.) Der Verfasser schildert, wie die anfangs so viel bespöttelten Armierungsbataillone zu einer nachgerade fast unentbehrlichen Formation geworden sind und wie vielseitig die Tätigkeit der Armierungssoldaten im Felde heute ist. Wer überdies, wie der Verfasser des Büchleins, Kompagnieschreiber ist und nächtliche Wachegänge und andere gefährliche Wege zu machen hat, weiß sicher viel von Leid und Freud der Armierer zu erzählen. Walter Möller nimmt alles weit mehr von der leichten und humorvollen als von der ernsten Seite. Und das wäre gut so. Leider aber verliert sich sein Humor zu sehr in Effekthascherei und wird schließlich gar zur komischen Figur. Bilder, wie z. B. die „Schipperbrade“ gehören u. E. nicht in ein Werk, das auch für ein Publikum gemeint ist, welches sich keine Vorstellung vom Leben des Armierungssoldaten draußen machen kann. Überhaupt wäre es besser, das banale Wort „Schipper“ wenigstens aus der Literatur fern zu halten. Wir fühlen uns da mit einem Bataillonskommandeur einig, der streng darauf hielt, es mit der ersten Würdigung der Armierungssoldaten durch den deutschen Kronprinzen und Generalfeldmarschall v. Hindenburg zu halten und gelegentlich immer wieder betonte: „Das deutsche Heer hat keine Schipper, das deutsche Heer hat nur Soldaten!“

* „Kriegsbriege eines Feldarztes der Armee Hindenburg“ von Oberarzt Dr. Paul Gerhard Blenz. (Verlag Fr. A. Perthes, A.-G., Gotha, 1916.) In kurzen, eindrucksvollen Sätzen, denen aber keineswegs ein gewisser poetischer Reiz abzusprechen ist, versteht es der Verfasser, uns ein anschauliches Bild von den Leiden und Freuden eines Arztes an der Front zu geben. Die objektive Betrachtungsweise und ein über das Schlimmste hinweghelfender Humor sind nicht die kleinsten Vorzüge des interessanten Büchleins.

Romane.

* „Das Kreuz der Wahrheit.“ Roman von Georg Hirschfeld. (E. Fischer, Verlag, Berlin.) Auch ein „spannender“ Stoff kann unter den Händen eines Dichters zu einem bedeutenden Werk emporwachsen. Den Beweis dazu liefert uns Georg Hirschfeld in seinem neuesten Romane „Das Kreuz der Wahrheit“. Er legt einen sensationellen Kriminalprozeß der Handlung zugrunde, macht ihn jedoch nicht zum Mittelpunkt des Buches, wie es wohl jeder Kriminalromanschreiber getan hätte, sondern betrachtet den Prozeß als eine, wenn auch entscheidende Episode im Leben seiner Helden. Ihn interessiert nicht der Mord und die Beweggründe dazu, sondern der Typus des Verbrechers, seine Gedankenwelt, seine Beziehungen zu der Umgebung und sein Einfluß auf sie. Die äußere Handlung — ein Hochstapler heiratet die Tochter eines Millionärs und tötet den Schwiegervater, um mit seinem Gelde ein Unternehmen möglich zu machen — soll nur die Spannung des Lesers aufrecht erhalten, während der Verfasser sich mit der Psychologie der Handelnden abmüht, und die geheimnisvolle Macht, die der Verführer über seine Mitmenschen hat, untersucht. Dabei verurteilt er den Verbrecher ebenso wenig, wie die Richter, die ihn für schuldig erklären. Es ist, als wollte er sagen: Trotz des Verbrechens ist er ein großer Mensch und hat das Recht seiner Natur zu folgen, aber ebensolches Recht hat auch die Gesellschaft, die sich von ihm befreit.

* „Die klingende Schelle.“ Roman von Felix Salten. (Verlag Ullstein u. Comp., Berlin.) Der Reiz dieses neuesten Buches Saltens liegt wohl zumeist in der geistvollen Annuit der Form, weniger an der Eigenart des Stoffes. Rein künstlerisch betrachtet interessiert nur das frei von jeder Tendenz, das ganze Buch durchströmende Bewußtsein einer großen Zeitwende.

Verschiedenes.

* „Vor Adam.“ (Von Jack London, mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Ernst Untermann. (Franzischer Verlag, Stuttgart.) Jack London genießt in seiner Heimat, den westlichen Vereinigten Staaten, einen nicht unbedeutenden Ruf als sozialer und sozialpolitischer Schriftsteller, der mit seinen Problementwicklungen schon seit zwei Jahrzehnten zu den großen Rassen spricht. Viele seiner Schriften haben deshalb wohl auch gerade ihren Weg in Übersetzungen nach Deutschland gefunden. Wenn man seinen „Burning Dawnlight“ oder sein „Wolfsblut“ gelesen hat, so kann es auch nicht wundernehmen, daß London nun ebenfalls ein Thema aus dem Leben unserer Völker aufnahm, deren Geschichte er auch als unsere Geschichte angesehen haben möchte. Auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, auf der Darwinschen Lehre fußend, zeigt der Verfasser in einer amüsanten, von zahlreichen Zeichnungen unterstützten Erzählung, wie wir uns eines schönen Tages von den Wäldern herabgeschwungen haben, diese Wohnsitze verließen und aufrecht einherzuschreiten begannen, wie der Kampf um das Dasein seinen Anfang nahm, wie der Held der Geschichte, „Großsahn“, um die Liebe der „Klinken“ warb, und beide nach mancherlei Gefahren in eine freundlichere Gegend gelangten, in der sie ihre Wohnung in den Klippen erbauten und eine kleine Familie aufzogen. Aber Vorehreitung und nicht Berechtigung der Darwinschen Annahme ist schon viel gestritten worden und dieser Streit wird auch noch weiter gehen; wer aber dieses Buch von „Vor Adam“ liest, dürfte nicht nur Gefallen daran finden, sondern auch selbst wenn er dem großen Naturforscher bisher gänzlich abnehnend gegenüberstand, doch die Möglichkeit seiner Behauptungen nicht mehr absprechen wollen.

* „Das Gedächtnis.“ Von A. A. Müller. (Kosmos, Verlag, Stuttgart.) In leichtverständlicher, übersichtlicher Weise geschrieben, besitzt das Büchlein den Vorzug, daß es keine naturwissenschaftliche Vorbildung verlangt und doch ziemlich ausführlich die komplizierten Vorgänge in unserem Gehirn während des Denkprozesses von allen Seiten beleuchtet. Denn bespricht der Verfasser den Gedächtnisvorgang an sich, gibt Ratschläge zur Übung und Stärkung des Denkens und zeigt die Zusammenhänge zwischen der Hygiene des Körpers und des Gedächtnisses. Dank seinem billigen Preis ist das Büchlein leicht erschwinglich und sollte bei niemandem fehlen, dem an der Verbesserung seines Gedächtnisses etwas liegt.

Zeitschriftenchau.

* Das April-Heft der „Deutschen Kunst und Dekoration“ (Verlag Alexander Koch-Darmstadt) ist dem Gedanten Albert Reihgerbers gewidmet. Einen guten Überblick über seine künstlerische Entwicklung gibt nun Hofrat Alexander Koch. Etwa 80, meist ganzseitige Abbildungen, darunter drei farbige Beilagen, geben uns ein Bild vom Schaffen dieses Künstlers, der fallen mußte als Opfer treuer Pflichterfüllung, dem es nicht vergönnt war, sein Werk zu erfolgreichem Abschluß zu bringen. Auch sonst bietet das Heft viel Anregendes. Ein Überblick über die Wiener Kunstschau in Berlin, weiterhin Bilder von Professor Gustav Klimt, Professor Bertold Löffler, Professor Koloman Moser, Karl Moll, Professor Ferdinand Andri, Paris Gütersloh, Anton Hartner, F. Hartner, Franz W. Jäger, Egon Schiele. Von Architektur Christian Mufel, Mainz werden hübsche Sommer- und Landhausbauten gezeigt. Eine Auswahl feiner Kostümbilder, Arbeiten der ersten Modelfasse der Magdburger Kunstgewerbeschule, leitet zu der „Wiener Mode-Ausstellung“ über, deren Raumgestaltung und Arbeiten uns in 12, meist ganzseitigen trefflichen Abbildungen vorgeführt werden. Einem zweiten Toten, Oskar Zwintscher, ist der Nachruf von Alfred Günther-Dresden gewidmet.

* Die neue Nummer der „Gesellschafts- und Modezeitschrift „Elegante Welt“ bringt als Titelbild ein Werk des Malers Ehrenberger, das in überaus düstigen Farben eine sehr innige Frühlingsstimmung gibt. Ein illustrierter Artikel „Sportfrühling“ folgt; sehr zeitgemäß ist eine modische Kladderlei über die „Gürtelmode“, eine andere über ein neuartiges „Verwandlungsfeld“. Es folgen die beliebten „Gutheiten“, die wieder eine Reihe der gelungensten Modellhüte bringen. Interessant ist u. a. eine Kladderlei über die junge norwegische Tänzerin „Lilleblt Christensen“, weiterhin ein Artikel über die Reiterportraits des bekannten Malers Professor Junker.

* „Handbuch der Kunstwissenschaft.“ Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Fritz Burger, München. Mit circa 5000 Abbildungen. In Lieferungen. (Akademische Verlagsgesellschaft, Neubabelsberg.) Lieferung 21: Graf Bismarck, Die Malerei und Plastik des Mittelalters. Heft 2. (Das Handbuch ist bereits wiederholt besprochen.)